

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 268.

Freitag, 15. November.

1929.

(5. Fortsetzung.)

„Der Balte“.

Von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

„Donnerwetter, Herr Graf“, sagte der Förster, als man den verendeten Bod besichtigt, „das war ein Meisterstück! Aus einer Büchse gelöst, die Sie noch nie in Händen hatten! ... Gnädiges Fräulein, da sitzt Ihrer! Zu hoch! Der Sechser wäre uns durch die Lappen gegangen!“

„Sonst hätte ich nicht geschossen“, erwiderte der Balte. Ganz zufrieden ist das junge Mädchen, daß es überhaupt getroffen hat. Sieht Axel Glettenburg an; der strahlt über das ganze Gesicht.

Der Förster bricht den Bod auf. Steckt ihn in den Rucksack, dann fährt man nach Groß-Lubbintow zurück.

Der Geheimrat hat sich bereits schlafen gelegt. Auch Gertrud Fryhausen zieht sich zurück. Der Graf brennt sich eine Zigarre an und schlendert durch den Park. Ihm ist, als seien die letzten zwölf, dreizehn Jahre nichts als ein wüster Traum, aus dem er nun mit einem tiefen, befreienden Atemzug erwacht. Alles klappt jetzt! Die Fahrt ins Glück hat begonnen! ... In den weißen Rahn setzt er sich. Ein leises Schaukeln, ein Glucken des Wassers. Hell ist die Nacht. Nur ein paar Unken quarren. Und ab und zu ein leises Rauschen der Blätter. Nach Nordosten wendet er das Gesicht. Nach der verlorenen Heimat. Einen Stich verspürt er im Herzen. Nach menschlicher Voraussicht wird er die Heimat nie wieder sehen. Er hat zu rechnen mit dem, was ist! Kämpfen um seine Freiheit muß er jetzt. Morgen früh hat Herr Schlobitz den Brief des Justizrats Alten. Er ist einer, der die Dinge treiben läßt. Er wird zupacken, der tüchtige Geschäftsmann, und dann kommt das erste ernste Gesicht. Seine Nerven muß er in strenger Zucht halten. Gut, daß ihm der Geheimrat Fryhausen zur Seite steht. Schlafen jetzt, warten, was die nächsten Tage bringen. Er ist hier gut aufgehoben. Vor allem nichts überstürzt. Daß er sparsam gelebt, wird ihm jetzt von Vorteil sein. Er braucht nicht morgen und nicht übermorgen zuzufassen.

Axel Glettenburg hat am nächsten Vormittag mit dem Geheimrat und seiner Tochter die Viehställe besichtigt. Der Güterdirektor erstattet dabei Bericht. Steuern drücken schwer, die letzte Ernte war nicht gut. Dieses Jahr verspricht sie besser zu werden. Selten stellt der Besitzer eine Frage. Oft tut es der Graf. Er will zeigen, daß er immerhin einiges von der Landwirtschaft versteht. Zur Fohlenkoppel geht man dann. Gutes Material steht da. Gertrud Fryhausen ist entzückt. Streichelt den Mutterstuten die Hälse, lacht über die drolligen Fohlen. Der Geheimrat ist zufrieden. Sagt zu Glettenburg, als er mit ihm bei einer Zigarre unter der Blutbuche sitzt:

„Schön hier! Aber lange werd' ich's in Groß-Lubbintow nie aushalten! Ich bin zu sehr Arbeitstier! Und versteh' von der Landwirtschaft nichts!“

„Nun, wenn Sie den Besitz erst länger haben, er Ihnen mehr ans Herz gewachsen ist ...“

„Das wird er schwerlich! Jeder hat in diesen für Deutschland schwierigen Zeiten auf dem Posten zu bleiben, auf dem er Höchstleistungen vollbringen kann, sonst kommen wir vollends unter die Räder! ... Ja, da möcht' ich mit Ihnen recht ernst über die Zukunft

reden! Die Gelegenheit ist günstig, denn meine Tochter wird aus dem Gemüsegarten so bald nicht wieder fortgehen. Es freut mich, daß ihr das Spaß macht! Also, nun wird sich dieser Herr Schlobitz melden! Überspannen Sie den Bogen nicht. Erst mal rein in das Getriebe kommen! Eignen Sie sich, — und das glaube ich, sonst hätte Ihnen der schlaue Mann nicht so zugehört —, führt der Weg von allein schnell vorwärts. Eine Sorge habe ich nämlich! Sie bauen Lustschlösser! Begreiflich, wenn man sich in Ihrer Lage befindet! Aber nicht klug! Auf Zähigkeit, auf kaltes Blut kommt es an!“

„Herr Geheimrat, ich habe mir fest vorgenommen, nichts zu tun, ohne Ihren Rat! Und bin Ihnen so dankbar ...“ Eine abwehrende Handbewegung.

„Wenn nun Herr Schlobitz plötzlich andern Sinnes wird — was dann?“

„Ich mag gar nicht daran zu denken!“

„Müssen es aber! Enttäuschungen muß man festen Auges entgegensehen können!“

„Dann fahr' ich eben einstweilen wieder meine Kraftdroschke!“

Axel Glettenburg ist gespannt, was der Geheimrat antworten wird. Er bläst erst ruhig den Rauch vor sich hin, sagt dann gelassen:

„Sehr vernünftig von Ihnen! Aber wir sind nun einmal bekanntgeworden durch eine Tat, das ist bei mir der springende Punkt ... Ich werde mit der Zeit etwas für Sie finden, was Ihnen besser zusagen wird!“

Und dann erhebt er sich, drückt dem Balten die Hand und geht ins Haus. Hoffentlich hat er ihn verstanden. Er soll keine Pläne schmieden, bei denen sein Kind und sein Geldbeutel eine Rolle spielen. Und doch kann er verstehen, daß die sich überstürzenden Ereignisse den Grafen aus dem Gleichgewicht gebracht haben. Jedenfalls soll er nicht lange in Groß-Lubbintow bleiben ...

Als man nach dem Mittagessen mit dem Förster in den Wald fahren will, kommt eine junge Dame auf einem hohen Braunen im Herrenstiz über den Gutshof geritten. Recht auffallend angezogen. In weiß und schwarz karierten Hosen, hellgelber Jacke, einen kleinen perfekt gebundenen Schlips um den steifen Kragen. Barhäuptig, das brünette Haar in Herrenschnitt. Sie lacht und winkt schon von weitem.

„Fräulein von Schnegelsberg“, sagte Gertrud Fryhausen.

Der Geheimrat ist anscheinend über den Besuch nicht sonderlich erfreut ... Das rechte Bein hebt die Reiterin über den Pferdehals und läßt sich herabgleiten. Kümmernt sich nicht weiter um ihren Braunen. Geht auf die Herrschaften zu.

„Willkommen in Hinterpommern! Der Milchfütcher hat verraten, daß Sie hier sind! Also einen schönen Gruß von meinen Eltern, und ich soll Sie 'rüber bringen nach Wickenrode. Vater setzt schon die Erdbeerbowle an. Absage total unmöglich!“

Keine Schönheit ist Fräulein von Schnegelsberg. Die Nase ist zu groß, der Mund zu klein, aber gut gewachsen, feurig der Körper. Und braungebrannt ist sie wie ein Mulattin.

Axel Glettenburg wird vorgestellt. Sie drückt ihm

herzhaft die Hand. Schiebt dann ihren Arm unter den von Gertrud Fröhhausen. Nicht dem Geheimrat zu.

„Also schon angespannt, trifft sich herrlich!“

Fröhhausen legt Wert darauf, mit dem Nachbar gut zu stehen. Ihre Wälder grenzen aneinander. Man muß gerade verhandeln über einen neu zu bauenden Holzabfuhrweg, der über beider Eigentum nach der Staatsstraße führen soll.

„Sehr freundlich! Da steht mein Förster! Eine Besichtigungsfahrt haben wir vor, in zwei, drei Stunden könnten wir dann in Widenrode sein!“

„Besser als ein Korb! ... Da will ich die Herrschaften nicht aufhalten und das immerhin erfreuliche Ergebnis zu Hause melden. Also nachher auf Wiedersehen! Wir freuen uns wirklich aufrichtig!“

Der Balte ist an das Pferd getreten, hält Fräulein von Schnegelsberg den Bügel. Wie eine Feder schnellt sie hoch. Lacht, dankt, reitet davon. Dreht sich noch einmal um und winkt mit der Hand.

Nachher sehen die Herrschaften vom Wagen aus sie in gestrecktem Galopp über die gemähten Wiesen reiten, über Gräben setzen. Der Graf bringt die Augen nicht von ihr los, sagt:

„Fräulein von Schnegelsberg sitzt hervorragend zu Pferde! Scheint mir eine Sporting lady durch und durch!“ Gertrud Fröhhausen nickt.

„An der guten Dagmar ist ein Junge verloren gegangen! Graf, Sie werden sich über sie wundern, sie macht aus ihrem Herzen keine Mördergrube!“

Ein wenig zuckt der Balte zusammen. Sieht immer noch hin nach der Reiterin. Sagt mit schwerer Stimme:

„Dagmar hieß meine jüngste Schwester!“

Und dann biegt der Wagen in den Wald ein.

Kreuz und quer fährt man. Zweitausend Morgen groß ist der Wald. Die Hälfte des Sees und fast dreitausend Morgen Acker und Wiesen gehören außerdem zu Groß-Lubbintow. Hier und da wird gehalten, der Förster berichtet. Zeigt die Bestände, die im kommenden Winter geschlagen werden sollen, die Aufzuchtungen. Sogar eine Rotte Wildschweine mit ein paar Frischlingen bekommt man zu sehen.

Es vergehen doch fast drei Stunden, bevor der Geheimrat Befehl geben kann, nach Widenrode zu fahren. Der Förster verabschiedet sich.

Das Schnegelsberg'sche Gut ist nicht so groß. Sein Besitzer war früher aktiver Kavallerieoffizier und ist den schwierigen Zeiten nicht gewachsen. Als Rittmeister ist er abgegangen, hat im Kriege noch den Charakter als Major erhalten. Er empfängt mit Frau und Tochter den Besuch vor seinem schlichten Herrenhaus. Ein alter Kasten, lang, nur erhöhtes Erdgeschoss, in der Mitte ein Aufbau, der wie ein misratener Turm aussieht.

Der Major, groß und hager mit grauem Schnurrbart und arg gelichtetem Haupthaar, ist von lauter Herzlichkeit. Er ist gewohnt, aus dem Fenster über den Hof zu brüllen, dessen Gebäude einer gründlichen Ausbesserung bedürfen. Von der Hausfrau hat die Tochter den kleinen Mund und die große Nase geerbt. Ihr Haar, auf dem ein schwarzes Spitzenhäubchen thront, ist bereits schneeweiß. Sie drückt, wie es Glettenburg scheint, Gertrud Fröhhausen zu herzlich die Hand, redet gleich auf sie ein und reicht dem Grafen sehr kühl die Fingerspitzen zum Kuß hin, als er ihr vorgestellt wird. Und dann führt man die Gäste durch das Haus nach der Parkseite. Die Anlagen sind nicht sonderlich gepflegt, und trotzdem ist es hier wunderschön. Durch Bäume und Büsche schimmert ein See. Rechts ist eine Anhöhe mit einem alten Gemäuer bekrönt, über das sich Efeu rankt. Roter Mohn und Hedenrosen blühen dort in dichter Fülle.

Unter alten Linden wird Kaffee getrunken und dann eine mächtige Bowle aufgetragen. Der Graf sitzt zwischen Dagmar Schnegelsberg und ihrer Mutter. Neben der hat Gertrud Fröhhausen Platz genommen. Der Geheimrat und der Major hocken auf einer mit Kissen belegten Bank dicht nebeneinander. Von der Landwirtschaft sprechen die Herren, von der Politik, der Major möchte wissen, was man in Berlin von der Zukunft hält. Klagt über die tollen Steuern. Frau von Schnegelsberg erhebt sich lächelnd, fordert die

jungen Leute zu einem Gang durch den Park auf. Seufzt.

„Da lassen wir unsere Herren wohl unter sich! Herr Graf, Sie kommen doch mit?“ „Sehr gern, gnädige Frau.“

Und dann läßt sie Axel Glettenburg nicht von ihrer Seite. Sie versucht ihn auszufragen. Er antwortet vorsichtig, aber ehrlich.

„Vertrieben bin ich! War Kriegsgefangener. Stand bei der russischen Gardesavallerie, meine Eltern und Schwestern sind ermordet worden!“

„Wie traurig! Sie werden wenig gerettet haben!“

„Nur das Leben, gnädige Frau! ... Aber ich bin nicht müde! Komme vorwärts, wenn es mir auch zu langsam geht!“

„Der Herr Geheimrat hat Ihnen wohl geholfen? Er soll viel vermögen!“

„Wir wurden durch einen Zufall bekannt! Ich stehe vor wichtiger Entscheidung. Er berät mich!“

Mehr ist aus dem Grafen nicht herauszuholen.

Man steht dann lange auf der Höhe. Sieht über das alte Gemäuer auf das wellige, waldbreiche, mit Seen übersäte Land. Axel Glettenburg hat den Hut abgenommen. Seine Nerven melden sich. An seine Heimat muß er denken — immer wieder. Sie zeigt ein ähnliches Antlitz, nur ernster, gewaltiger. Es dämmert eine Ahnung in ihm auf, daß es ihn nach diesen baltischen Höhenrücken ziehen wird, solange er atmet. Und wenn ihm einst gute Tage beschieden sein sollten, er würde sie hier verbringen. Mag der Boden auch karg sein. Wenn er nur dann als freier Herr über sein Land reitet — mit seinen Kindern! Er hat sich durch widrige Zeiten geissen, es wird auch weiter geschehen — muß es sein. Aber ein Ziel sieht er vor sich, und das macht ihn ernst und doch innerlich froh. Morgen, übermorgen kann schon Nachricht von Herrn Schlobitz da sein, vielleicht liegt ein Telegramm jetzt schon in Groß-Lubbintow.

Die Hausfrau hat sich mit Gertrud Fröhhausen entfernt. Er sieht jetzt erst, daß Dagmar Schnegelsberg — sie trägt immer noch die Reithosen — sich auf das Gemäuer gesetzt hat und ihn anblickt. Sie fragt ihn:

„Ich möchte wissen, was Sie jetzt denken!“

„Ist das so schwer zu erraten?“

„Gott“, sie nestelt sich eine Hedenrose an die Brust, „mit meiner Phantasie ist's nicht weit her! Weiß ich nämlich keine Zeit dazu habe, die auszubilden! Ob wir's hier überhaupt schaffen, ist die große Frage. Ich habe einen Bruder bei der Reichswehr. Vor kurzem ist er Rittmeister geworden. Denkt nicht daran, sich nach Widenrode zu sehen. Ist Soldat durch und durch! Und später die Pension! Es ist nicht alles Gold, was ein bißchen glänzt, mein Herr Graf! ... Sagen Sie, haben Sie eigentlich Absichten auf die Gertrud?“

Er muß lachen, und doch ist ihm unbehaglich zumute. Seine Antwort lautet vorsichtig.

„Den Gedanken ernstlich in Erwägung zu ziehen, bin ich augenblicklich gar nicht in der Lage!“

„Augenblicklich! Mag sein! Na, Sie sehen ja, meine Mutter hat da unten ihren Arm unter Gertruds gehoben, sie wird ihr erzählen von Alfred, ihrem Brachjohn. ... Ah, pfui Teufel!“

Vom Gemäuer springt Dagmar Schnegelsberg. Steckt die Hände in die Hosentaschen. Pfeift wie ein Junge vor sich hin und macht ein trotziges Gesicht.

Der Balte drückt das Kinn an den Hals. Lacht hell auf. Aus Verlegenheit.

„Offenheit ist jedenfalls eine gute Seite von Ihnen!“

„Mag sein! Meistens freilich zum Entsetzen meiner lieben Frau Mutter! Sie spielt gern Theater, wo keines mehr zu spielen ist!“

„Man verteidigt seinen Besitz mit allen erlaubten Mitteln! Würden Sie das nicht tun?“

„Versteht sich! Aber, was der eine für erlaubt hält, findet der andere abscheulich! Hätten die Fröhhausens nicht viel mehr als wir, wär' ich heute nachmittag nicht 'rübergejagt worden! ... In den Zirkus möcht' ich oder nach Argentinien! Reiten! Reiten! Reiten! Auf noch toten Pferden, bis Genidbruch erfolgt!“ (Fortf. folgt.)

Das gefundene Handtäschchen.

Von A. Zbars.

Manche Dinge verliert man sehr ungern. Zum Beispiel, eine Brieftasche mit hundert Stück 1000-Schilling-Noten. Das Mandat eines Parteihauptlings im Nationalrat, die Einlagen in der Bodenkredit-Anstalt, den guten Ruf in dem Geschäftszweig, in dem man tätig ist. Dagegen findet man sehr gerne Perlenketten, wenn sie echt sind, Brillantboutons, unter der gleichen Voraussetzung. Brieftaschen mit ausländischen Baluten, es müssen ja nicht Sowietrubel oder französische Franken sein, und die warme Zuneigung einer schönen Frau.

Hans Rattner hatte eine besondere Vorliebe für solche Funde und war deshalb enttäuscht, als er an der Ecke der Weimarer Straße, in der er wohnte, nur eine Damenhandtasche fand. Es war eines jener zierlichen Täschchen aus Krokodillleder mit schwerem Silberbeschlag, wie sie insgeheim die Sehnsucht mancher Frau bilden, der die Knappheit des Haushaltsgeldes die Anschaffung solcher Luxusartikel verwehrt.

Was Hans Rattner an dem Funde Wunder nahm, war die Tatsache des Handtäschchens. Eine Dame verliert doch nicht ihre Handtasche oder nur unter ganz besonderen Verhältnissen. Für Verhältnisse schwärmte Hans Rattner. Neugierig, wie Männer einmal sind, untersog er den Inhalt des gefundenen Täschchens einer genauen Durchsichtung. Es war nichts Sonderliches, was er fand. Ein Silberbörselein mit einer Zwanzig- und einer Zehn-Schilling-Note, einen Kamm zum Frisieren des Pubis, was im Gast- oder Kaffeehaus auf die Umwelt besonders appetitanterregend wirkt, Lippenstift, Puderdose und sonstiges Küstzeug einer Dame auf dem Kriegsspfad, und einen Brief. Einen Brief von flotter, kühner Männerhand an das „geliebte, süße Mäuschen“. Der Brief war von einem feurigen Liebhaber geschrieben, der in Erinnerungen schwelgte, daß er ganz gut ein Kapitel in van de Velde's Buch von der vollkommenen Ehe hätte bilden können. Hans Rattner piffte vor sich hin. Nach einzelnen Briefstellen zu schließen mußte die Dame, die das Täschchen verloren, bei jeder Schönheitskonkurrenz tödlicher mit einer ganzen Länge als Erste durchs Ziel gehen. Als Liebeskünstlerin mußte selbst die seltsame Ninon de Venclos gegen sie wie ein Schulumädchen erscheinen. Hans Rattner wurde ganz schwach, wenn er sich alle diese Einzelheiten mit der geübten Einbildungskraft eines erprobten Lebemanns vorstellte. Hans Rattner war ein anständiger Mann; er beschloß, die verlorene Handtasche der Dame zurückzugeben, was zu einer persönlichen Bekanntschaft führen mußte. Er nahm sich auch vor, die Bekanntschaft nicht fortzusetzen, wenn ihm die Dame aus irgend einem Grunde mißfallen sollte. Zum Zweck der Rückgabe des Handtäschchens ließ er ein Inserat in die Tageszeitung einschalten: „Damenhandtasche, Krokodillleder mit Silberbeschlag, wurde am Mittwochabend Ecke der Weimarer Straße gefunden. Verlustträger wolle unter „Gentleman 14 923“ mitteilen, wann und wo Rückstellung möglich wäre.“

Als Hans Rattner in der Expedition des Blattes die eingelaufenen Mitteilungen abholte, war er überrascht, statt eines Briefes vier ausgefolgt zu erhalten, alle unter „Gentleman 14 923“. Der erste enthielt die Kellameanzeige eines konsejionierten, streng reellen Heiratsbureaus, mit der handschriftlichen Randbemerkung: „Weshalb versuchen Sie solche Umwege? Kommen Sie zu uns, bei uns finden Sie alles, was Sie wünschen.“ Der zweite Brief, unterzeichnet „Eine für viele“, grüßte ihn an. „Der abgedroschene Trid bricht für Ihre Geistigkeit. Eine anständige Dame fällt Ihnen nicht darauf herein. Gentleman, ja Schneden, schämen sollen Sie sich, schäbiger Wüstling. Krokodillleder ist gut. Sie altes Krokodil, dem man das Leder abziehen sollte.“ Der dritte Brief schlug wehmütige Töne an: „Ich habe kein Handtäschchen verloren, lehne mich aber nach dem Besitz eines solchen aus Krokodillleder mit Silberbeschlag. Die Dame, die es verloren, wird den Verlust nicht merken, mich machen Sie glücklich damit. Ich bin hübsch genug, den kleinen Ritterdienst vergessen zu können.“

Der vierte Brief war endlich der richtige. Maschinen-Schrift, kurz, aber nicht unfreundlich: „Die gefundene Handtasche habe ich Ecke der Weimarer Straße verloren. Inhalt: Eine Silberbörse mit 30 Schilling, eine Zwanzig- und eine Zehn-Schilling-Note, diverse Kosmetika und ein Brief, an dessen Rückgabe mir viel liegt. Da Sie ein Gentleman sind habe ich nichts gegen eine persönliche Rückstellung einzuwenden. Als Dame der Gesellschaft muß ich auf meinen Ruf achten und kann Ihnen die Zusammenkunft nur in einem äußeren Bezirk gewähren, wo mich niemand kennt. Kommen Sie morgen nach 5 Uhr in das Café „Rosenlode“. Ich werde schon dort sein. Sie werden mich daran erkennen, daß ich etwas im Konversationslexikon nachschlagen werde.“ Hans Rattner warf die drei ersten Briefe verächtlich in den nächsten Abfallkorb, den vierten las er wiederholt. Eine Dame der

Gesellschaft. Es war von je sein Traum gewesen, mit einer Dame der Gesellschaft bekannt zu werden. Mit einer vornehmen, eleganten, gepflegten Dame in Seide und Pelz, von distreten Duftwolken ausländischen Parfüms umwallt. Mit einer jener Damen, denen das Leben nur Luxus, Glanz und Festfreude bedeutet.

Hans Rattner machte Tags darauf Toilette. Er ging zum Verhörungs-Kommissar, ließ sich rasieren, frisieren, manükieren, pomadifizieren, pudern, zog den etwas veralteten Cut an, und meinte nun, Adonis müsse gegen ihn ein Hund sein. Er steckte den ganzen Rest seines Monatsgehalts in die rechte Hosentasche und gondelte los, das Herz von tausend rosigten Hoffnungsträumen erfüllt, in das Café „Rosenlode“. Die Guldin saß schon dort, vor sich einen Cocktail, die zierliche Nase in einem Band des Konversationslexikons vergraben. Sie war wirklich ein sehr anziehendes weibliches Wesen. Sie trug ein lindengrünes Crepe-de-chine-Kleidchen, das über den Knien plötzlich aufhörte. Die in grünen Seidenstrümpfen stehenden Beine waren jedenfalls sehenswert, die Füße in den grünen Luxusstiefchen von entzündender Kleinheit. Trotzdem — Hans Rattner gefiel die Sache nicht — er trat einen Schritt näher — die Dame hob den Kopf. Das Gesicht war schön bemalt. Dunkle Augenbrauen winkelten unter weißer Stirn, rot leuchteten Lippen, unter zarter Puderhülle schimmerten laute gerötete Wangen, lachende, strahlende Augen, die sich jetzt allerdings in staunende wandelten. Die Dame war jedenfalls hübsch, hatte aber für Hans Rattner einen Fehler — sie war — seine eigene Frau.

Nicht jeder Fund ist erfreulich.

Geschäfte.

Von Victor Auburtin.

Am gestrigen Sonntag habe ich aus meiner Bibliothek zwei Bände alter Briefe hervorgeholt und in einem Bände nach dem andern geblättert. Es waren die Briefe der Frau v. Sevigne (ungefähr 1670) und die Briefe des Konsuls M. T. Cicero (ungefähr 60 vor Christus).

Die Frau v. Sevigne schreibt beispielsweise folgendes: „Immer noch schleppe ich mich mit allen diesen Sorgen und Geschäften herum. Ich habe gestern über Ihre Angelegenheit mit dem Herrn v. Pomponne gesprochen und dann mit dem Abbé de Grignan und Herrn de la Garde zu Mittag gegessen. Alle sind der Meinung, daß Sie diese Reise unbedingt antreten müssen, und zwar so bald als möglich. Ach, wenn man doch nur einen Tag ruhig für sich haben könnte. Jetzt ist das Reueste, daß nicht Herr de Chaulnes den Vorfall der Stände haben wird, sondern Herr de Lavarade, der gestern hier ankam und Montag wieder abreist; es scheint also, daß irgend eine Verhandlung bevorsteht. Herr Chapelain hat einen Schlaganfall gehabt und liegt im Sterben. Die Noailles kann nicht mehr an den Hof gehen, weil sie guter Hoffnung ist. Man studiert jetzt eine neue Oper ein, die noch schöner als „Benise“ sein wird.“

M. T. Cicero schreibt seinerseits: „Ich habe Dir nicht früher antworten können, weil ich eine Anzahl der widerwärtigsten Sachen auf dem Halbe habe. Die 90.000 Sesterlien sind in der Staatskasse niedergelegt; um sie freizubekommen, ist ein Senatsbeschluss nötig, dazu müßte ich mich aber dieser Angelegenheit mindestens dreißig Jahre widmen, und wo soll ich die Zeit hernehmen! Die Krankheit Tullias hält mich in Rom zurück, und selbst wenn das vorüber sein wird, kann ich noch nicht fort, weil ich mit den Procuratoren über die Ausszahlung der ersten Pensionsreise zu verhandeln habe.“

So trieb man es sechzig Jahre vor Christus, so trieb man es unter Ludwig XIV.; so treiben wir es heute.

Inzwischen flammt da draußen der November, Tag um Tag, und wird bald unwiederbringlich vorüber sein. Weiße, halb unsichtbare Fäden fliegen und schimmern und wandern über das Land; und in den Gärten steht die Stille, für die wir keine Zeit haben.

Scherz und Spott

Fehlende Sachkenntnis. „Du hast eben keine Ahnung davon, welche Rolle die Liebe im Leben spielt“, erklärt die Tochter schluchzend dem Vater, der sich ihrer Verlobung widersetzt. „Das kommt davon, daß du nie ins Kino gehst.“

Bäseude. „Ich möchte gern ein hübsches Bild als Hochzeitsgeschenk.“ — „Da kann ich Ihnen etwas sehr Bässendes empfehlen, hier diese herrliche Landschaft nach Ruissdael: „Gewitter im Anzug!“

* „Die zehnte Muse.“ 3 Bände. „Grotesten und Satiren.“ Herausgegeben und zusammengestellt von Richard Zoosmann. (Otto Elsner, Verlags-G. m. b. H., Berlin.) Auch hier befandete Zoosmann in der Zusammenstellung heiterer und ernster Dichtung den gewohnten guten Geschmack, der ihn als Literaturhistoriker auszeichnet, so daß wiederum ein wahrer Jungbrunn mit erquickender Frische und Frohsinnigkeit für jeden nach Poesie und Humor dürstenden Leser aus den Seiten des Büchleins aussprudelt. Dabei ist der künstlerische Hochstand, der literarische Wert wie in den früheren Bänden durchaus gewahrt, so daß in der Buntheit und Vielheit der Formen und Motive kein Leser das ihn Fesselnde und Freuende vermissen wird. In wechselvoller Mischung ist das deutsche Schrifttum von 1129 bis 1929 in kleinen und größeren, gut belichteten Spiegelbildern wiedergegeben.

* Prof. L. Barning: „Paul Schulte-Naumburg, ein Pionier deutscher Kultur.“ (Verlag Georg Callwey, München.) Die Schrift gibt eine knappe Biographie des Sechzigjährigen und zugleich eine Analyse seiner kulturell-künstlerischen Leistung. Sie zeichnet Schulte-Naumburg als den schöpferischen Menschen, der als Maler, Architekt und Schriftsteller neue Wege wies, einer der stärksten Bohnbrecher der werdenden Moderne. Heute mögen manche Kreise ihn als reaktionär empfinden, da er dem extremsten Modernismus entgegentrat, in Wahrheit ist er nur sich selber treu geblieben; so galt ihm in der Baukunst stets der Zweck höher als die Form, das Haus in erster Linie als Heimstatt für den Bewohner. Seiner natürlich-gesunden Art fehlt alles Kramfig-Gewollte, er ist nicht modern in der Jagd nach sensationell Neuem, trotzdem aber aus der kulturellen Entwicklung der letzten Jahrzehnte in Deutschland kaum fortzudenken. Die Schrift ist ein Dokument freundschaftlichen Verständnisses, ohne daß sie es an kritisch-abwägender Stellungnahme fehlen läßt.

* Holde Kurz: „Ein Genie der Liebe.“ (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.) „Hohe Liebe ist Geniesache wie hohe Kunst, und seltener als diese“, schreibt Holde Kurz über ihren Jugend- und Lebensstreben Ernst v. Mohl dessen Andenken ihr neues Buch gewidmet ist. Und in der Tat, dieser Mann war ein Genie der Liebe, ein Mensch von unerhöflicher Liebeskraft, der „mit dem ewigen Feuer seines Herzens den Freunden die unwirkliche Welt heimlich machte“. Das Schicksal hat ihn wunderliche Wege geführt und spannender als alle Erfindung eines Dichters ließ sich was er im Schwaben seiner Jugend, in Russland und später in der Heimat erlebte. Und als Grundzug durch sein ganzes Leben geht die Kunde von einer Freundschaft, wie sie in dieser Reinheit und Stärke wohl selten auf Erden zu finden ist. Ein tief ergreifendes Buch und doch voll sonnigen Humors.

* Dietrich Speckmann: „Die Kinder vom Junkershof“, Roman. (Verlag Martin Bärner, Berlin W. 9.) Das Schicksal eines in die häuerliche Umwelt verpflanzten Großstadtmädchens, ihr Heimischwerden auf dem Lande und ihr dadurch bedingtes Sich-neu-Bewurzeln, ihre Beunruhigung und Bedrohung durch die wieder auftauchenden Schatten der Stadt und ihre endliche Rückkehr dorthin, aber neu gefestigt in innerer Begegnung mit Volkstum und Landschaft — das ist das Hauptthema der „Kinder vom Junkershof“, das in vielfältigen ernsten und heiteren Variationen von Liebes- und Schuldverstrickungen, von plastischen Bildern der sozialen Verhältnisse in Stadt und Land beakleitet wird. Treffliche Figuren zeichnet uns Speckmann wieder, vor allem in dem Ehepaar der Bauersleute, aber auch die Beda und der Heini sind glänzend herausgearbeitet. Wie überall, kommt auch hier ein köstlicher Humor zu seinem Recht.

* Erich Ebermayer: „Kampf um Odilienberg“, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) In seinem ersten großen Roman zeichnet Erich Ebermayer das bewegende Bild einer Schulgemeinde, einer Gemeinschaft junger Menschen und ihrer Führer. Die Freie Schule Odilienberg, die kühne Schöpfung des Doktors Mahr, gegründet gegen den Ungeist des herrschenden Schulbetriebs, macht seit einiger Zeit eine schwere Krise durch. Der neue Leiter, Benzel Silberstedt, ist ein Mann von ganz anderen Ideen, als jene, die zur Gründung Odilienbergs geführt haben. Doktor Mahr ist ein aristokratischer Individualist,

dessen ganze Liebe den auserwählten und begnadeten Einzelnen gilt, während Silberstedt den Durchschnitt betreuen und ihm helfen will in den Nöten des jugendlichen Lebens. Die Schülerschaft ist in zwei völlig ungleiche Gruppen geschieden. Der erbitterte Kampf zwischen den beiden Lehrerpersönlichkeiten wird von einer Oberprimarerin entschieden, einem klugen und humorvollen Mädchen, das Silberstedt liebt und ihn bestimmt, mit ihr fortzuziehen. Mahr wird nun sein Werk im Sinne seiner Ideen fortführen.

* Gunnar Gunnarsson: „Nacht und Traum“, Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. (Verlag von Albert Langen, München.) Des auch in Deutschland längst berühmten Isländers Gunnar Gunnarsson voriger Roman „Schiffe am Himmel“ schon hat uns in die märchenhaften Gefilde seiner Jugendheimat entführt, nun kündigt er uns in „Nacht und Traum“ noch Tieferes, Schöneres von dem Dichter-Knaben, der er selbst einst war, von seinem Übergang ins Jünglingsalter dann, und wie es kam daß er Island verlassen mußte und verlassen konnte „die unendliche Süße des Landes, dessen Seele nicht die träge Wanderung von tausend Augen abgenutzt hat“. Der mutterlose Knabe steht vor uns und spricht: Er weiß um die toten Dinge die nur des Nachts weinen, das Meer, das draußen gegen die Steine plätschert, rinnt in seinen Adern, er weiß um „die unheimliche Nacht des gesprochenen Wortes“, aus dem Schicksale wachsen Linderung seiner Schmerzen bringt ihm die Beleuchtung, die stolze und traurige Linie eines Vogels, eines schlafenden Pferdes. Klar und strahlend von innig wehmütiger Süße wie sich der Sommerhimmel über Island nährt ist dieses Buch.

* „Hier schreibt Berlin.“ Eine Anthologie von heute. Herausgegeben von Herbert Günther. (Das Buch der 50 Autoren.) Mit unveröffentlichten Arbeiten von Heinrich Mann, Arnold Zweig, Feuchtwanger, Albert Döblin, Toller, Kerr, Ringelnatz, Monona, Zuckmayer, Huelsenbed, W. von Scholz, J. R. Becker, Jech, Lissauer, W. von Hollander, Arno Holz, Hasenclever, W. von Molo und vielen anderen. (Verlag: Internationale Bibliothek G. m. b. H., Berlin.) Wer Berlin zu kennen glaubte, wird beim Lesen dieses Buches schnell belehrt daß er sich täuschte. Wer es aber noch nicht kennt, kann es nirgends besser kennenlernen als hier. Berlin ist eine Welt für sich. Noch nie wurde diese Welt von allen entscheidenden Autoren gemeinsam geschildert, die sie bewohnen. Denn jeder der in Berlin schreibt, schreibt hier, schreibt über seine Stadt, wie er sie empfängt und so schreibt die Stadt selbst in diesem Buche. Das Buch ist keine Verherrlichung Berlins, es ist eine Darstellung durch jene die am innerlichsten teilnehmen an allem Geschehen, die Dichter. Sie geben in Novellen, ernsten und satirischen Gedichten, in dramatischen Szenen, Proben aus entstehenden Romanen Gestaltungen ihrer Umwelt. Die Schriftsteller ergänzen ihr Werk durch kritische Aufsätze über die kulturellen und politischen Probleme der Riesenstadt und am Schluß äußern sich Stimmen von draußen, von Nicht-Berlinern über Berlin seine Rosenkette, seine Bedingtheiten.

Oben und unten der Erde. Technische Notizen. Von Hans Dominik. Mit 170 Abbildungen. (Verlag von R. Bong, Berlin W. 57.) Den Werdegang aller technischen Höchstleistungen läßt das fesselnde, mit vorzüglichem Bildmaterial aufs reichste ausgestattete Buch Hans Dominiks, dieses Meisters populärer Darstellungskunst, vor der Phantasie und dem Auge des Lesers entstehen, indem es den Menschen im Kampfe mit scheinbar übergewaltigen Naturkräften zeigt, die er dennoch bewingt. Technik und Romantik durchdringen sich aufs innigste in Hans Dominiks unterhaltendem und lehrreichem Buche, das sich durch seine vollendete Klarheit und seine anschaulichen Abbildungen auch für die reifere Jugend hervorragend eignet.

* E. bin Gorton: „Ceterum censeo“ (Kritische Aufsätze und Reden). (Verlag Alexander Fischer, Tübingen.) Das kleine Buch, 14 Aufsätze enthaltend, will als Anfang zu einer radikalen Umgestaltung der heutigen Kritik dienen. Es behandelt einige Vertreter dessen, was sich moderne Literatur nennt, und stellt dem gegenüber den Hinweis auf ein verborgenes wahrhaft literarisches Deutschland der Gegenwart. Angegriffen und in ihren Werken analysiert werden Stefan Zweig, Arnold Zweig, Franz Werfel, Emil Ludwig, Hermann Basse, Martin Buber, rückhaltlos bejaht werden wiederum Moritz Heimann, Joseph Wittig, Hans Bok und Remarque.